



---

**Aus Freude am Lesen**

Ein Mord in Roms Oberschicht: Giulia, Jurastudentin aus bester Familie, wird tot aufgefunden. Wer war der Liebhaber, den sie kurz vor ihrem Tod empfangen hat? Und wer hat ihr die tödliche Dosis Medizin verabreicht? Alice Allevi, Assistenzärztin der Rechtsmedizin, macht sich daran den fast perfekten Mord mit Witz, Intelligenz und Hartnäckigkeit zu lösen. Dabei hat sie es nicht leicht: An ihrem Institut scheinen eigentlich alle gegen sie zu sein, ihre Versetzung ins nächste Assistenzjahr ist gefährdet, und dann kommt ihr auch noch eine Leiche abhandeln. Auch ihr Privatleben steht unter einem schwierigen Stern – ausgerechnet dem egozentrischen Arthur, dem Sohn ihres Chefs, fliegt ihr Herz zu.

ALESSIA GAZZOLA, geboren 1982 in Messina, ist Chirurgin und hat gerade ihre Facharzt-Ausbildung zur Rechtsmedizinerin beendet – ihrem Traumberuf. Ihre weitere große Leidenschaft ist seit ihrer Kindheit das Schreiben. Mit ihrem Krimidebüt »Mit Skalpell und Lippenstift« konnte sie beiden Passionen gerecht werden und erlebte damit einen riesigen Erfolg bei Lesern und Kritikern. Auch »Herzversagen«, der zweite Band mit der Rechtsmedizinerin Alice Allevi, wurde in Italien sofort ein Bestseller. Im Moment schreibt sie am dritten Band der erfolgreichen Serie.

Alessia Gazzola

Mit Skalpell und  
Lippenstift

Roman

*Aus dem Italienischen  
von Sylvia Spatz*

**btb**

Die italienische Originalausgabe erschien 2011  
unter dem Titel »L'Allieva« bei Longanesi, Mailand.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

#### 1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2013,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © 2011 by Longanesi & Co. S.p.A.  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by carl's books  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlaggestaltung: semper smile, München  
Umschlagmotive: iStockphoto; die Kleinert/ Mats Bergen  
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
SL · Herstellung: sc  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-74676-7

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)  
[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)  
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

Meiner Mutter und meinen Großeltern,  
denen ich alles verdanke, was ich bin



## Der Tatort

Die Wohltätigkeitsparty, die wie jedes Jahr von diesen Übereifrigen aus der Kindermedizin veranstaltet wird, macht mir wieder einmal klar, dass ich als Assistenzärztin der Rechtsmedizin in der Hierarchie ganz unten stehe – ohne jede Aussicht auf Verbesserung. Während alle anderen Mediziner überzeugt sind, dass sie nach ganz oben gehören.

Berauscht von einer Dauerberieselung durch *Emergency Room*, haben sie eine völlig verzerrte Wahrnehmung ihres Berufsalltags. Und keiner macht sich die Mühe, irgendeinem Loser aus der Kindermedizin zu erklären, dass er mit George Clooney aber auch so gar nichts gemeinsam hat. Und ich nichts mit *CSI – Den Tätern auf der Spur*. Denn an meinem Schreckensinstitut, wo Demütigung wie ein Hochleistungssport betrieben wird, sind wir Assistenzärzte wirklich das Allerletzte. Und dass einer von uns die großen Fälle übernehmen dürfte, ist vollkommen ausgeschlossen.

Von den Kollegen verlacht – allesamt potenzielle Anwärter auf eine Rolle in *Dr. House* – und vom Kreis jener ausgeschlossen, die glauben, sie wären Figuren in einem Roman von Patricia Cornwell, bleibt mir deshalb nichts anderes übrig, als mich im Institut für Rechtsmedizin als lästiges Anhängsel zu fühlen.

Diese Party, mit der Forschungsgelder für Nervenkrankheiten in der Kindermedizin gesammelt werden, ist für mich vielleicht deshalb immer eine der übelsten Veranstaltungen des ganzen Jahres.

Die Versuchung, mich krankzumelden, ist wirklich groß. Ein plötzlicher Migräneanfall, Asthma, eine Salmonellenerkrankung, gegen die nicht mal Imodium hilft. Doch wie jeder weiß, zerreißt man sich auf Partys gerne über Abwesende das Maul, und auf so was habe ich keine Lust. Daher ist es sinnlos, noch länger zu zögern: Hier braucht es viel guten Willen – und Hochprozentiges –, um den Abend zu überstehen.

*Na los, Alice. Mehr als drei Stunden wird das Ganze nicht dauern. Und was sind schon drei Stunden. Immer noch besser als eine von Wallys Lektionen übers Ersticken.*

Vor dem Eingang ist mir immer noch nach flüchten, aber ich widerstehe. In dem großen Saal ertönt die Samtstimme von Dusty Springfield mit *The look of love*. In dem engen Durcheinander sehe ich meine Institutskollegen, die wichtigtuertisch herumschreien wie Schüler auf dem Pausenhof.

Jeder berufliche Mikrokosmos hat, wie ein Bienenstock, seine Königin. Wir sind stolz, Ambra Negri della Valle in unserer Mitte zu haben, um die meine Kollegen gerade herumscharwenzeln. Alle außer Lara Nardelli, die als Einzige vermutlich noch weniger Lust auf diese Party hat als ich. Wir beide haben die Eingangsprüfung zusammen bestanden und sind im gleichen Jahr. Doch statt eines Konkurrenzkampfes, in dem ich ganz klar unterliegen würde, pflegen wir ein solidarisches Verhältnis. Sie ist vermutlich die Einzige, der ich am Institut vertraue. Lara lächelt mich freundlich an und kommt mir mit einem Teller Törtchen entgegen. Sie hat rötliche, schlecht getönte Haare, die zu einem schiefen Dutt hochgesteckt sind. Ihre gelangweilte Miene beruhigt mich. Zusammen beobachten wir, wie Ambra sich in einem ihrer Monologe ergeht, anscheinend außerstande, den Unterschied zwischen anregend und nervtötend wahrzunehmen.



men. Und doch scheint der Ecce-Homo unseres Instituts sich zu amüsieren: Claudio Conforti. Jahrgang 1975, im Zeichen des Löwen geboren, Junggeselle. So schön wie James Franco in der Werbung für Gucci by Gucci. Ein Mistkerl – sicher der größte Mistkerl, den ich kenne, und wahrscheinlich der größte Mistkerl im ganzen Universum. Brillant, bejubeltes Institutsgenie und der beste Schüler vom Boss. Sein Lebenslauf ist legendär, und er ist das Musterbeispiel für einen jungen, aufstrebenden Absolventen, der, nachdem er genug geschleimt hat, aus dem formlosen Sumpf des Doktorandendaseins zum wissenschaftlichen Mitarbeiter aufgestiegen ist.

Seine Augen – ein tiefes, mit goldenen Sprenkeln durchsetztes Moosgrün – sind in steter Unruhe. Wenn er müde ist oder erschöpft, schießt er ein wenig mit dem linken Auge, doch tut das seinem hervorragenden Aussehen keinen Abbruch. Seine Züge sind bereits von Exzessen gezeichnet, und vielleicht umgibt ihn deshalb jene Aura von Zügellosigkeit, die ihn für mich so anziehend macht. Wenn nötig, ist er entschlosskräftig, doch von seiner Veranlagung her ist er eigentlich mehr der abwägende und kontemplative Typ. Er wird von allen angehimmelt, weil er zielstrebig arbeitet und sich gut präsentieren kann. Und ich verehere ihn besonders, weil er mir in diesem Haifischbecken von Institut stets zur Seite steht – fast ein Wunder bei der unendlichen Gleichgültigkeit und Anarchie, die hier ansonsten herrschen.

Das Institut für Rechtsmedizin ist ein Ort, an dem man sich vor allem mit Sezieren und nur am Rande mit Forschung beschäftigt. Zugang zu diesem Reich erhält, wer das Medizinstudium abgeschlossen hat. Um für die Facharzt Ausbildung zugelassen zu werden, zählen die Noten und ein zweistufiger schriftlicher Test. Wenn man den besteht, gelangt man endlich in diese schwierige, unheilvolle Welt.

Nicht, was dort geschieht, lässt einem das Blut in den Adern gefrieren, sondern die Menschen, die dort arbeiten. Die Hierarchie ist schnell erklärt: An der Spitze steht der Mann, den alle, mich eingeschlossen, nur den »Boss« nennen. Auch wenn ich ihn manchmal innerlich anders nenne, und zwar beim einzigen Namen, der seiner beruflichen Stellung angemessen ist: »Il Supremo« oder »der Allerhöchste«. Der Boss ist auf dem Gebiet der Rechtsmedizin mittlerweile eine Legende. Mit anderen Worten: Er *ist* die Rechtsmedizin, und wenn ein Fall verwickelt ist, kann man sicher sein, dass er das letzte Wort hat.

Die Ebene unter ihm besetzen folgende Gestalten: Wally, deren Persönlichkeit sich in einem einzigen Satz zusammenfassen lässt: »Deine Gedanken sind frei, aber natürlich entscheide ich.«

Dann Professor Giorgio Anceschi: Er ist ein Mann mit vielen Gaben, aber ohne genügend Durchsetzungsvermögen in diesem Andenschungel von Institut, in dem hinter jeder Ecke bis an die Zähne bewaffnete Guerilleros lauern. Und so wird er, wie das oft der Fall ist, von der Spitze leider wenig geschätzt, obwohl er korrekt und zuvorkommend ist. Mit seinem Übergewicht erinnert Anceschi ein bisschen an den Weihnachtsmann: Er ist tolerant, gutmütig und besitzt eine seltene intellektuelle Großzügigkeit. Er verfolgt keine Karrierepläne mehr und betrachtet seine Arbeit am Institut eher als Hobby – etwas, das man tut, wenn man gerade Zeit dazu hat. Doch wenn er mal anwesend ist, wirkt er von allen Dozenten am zugänglichsten: Denn über Fehler oder sonstige Schwierigkeiten von uns sieht er einfach verständnisvoll hinweg.

Seit Kurzem hat sich Claudio zu dieser Gruppe gesellt. Das war auch bitter nötig. Er macht unsere Tage prickelnder, denn er ist ein großer Sprücheklopfer, und ihm ge-

fällt es, den Spielführer zu mimen – eine Rolle, die ihm übrigens wie auf den Leib geschneidert scheint. Bei allen Anspielungen und Zweideutigkeiten gegenüber uns Assistentenärztinnen (wir alle verharren ihm gegenüber in einem Zustand von großer Ergebenheit) hat Claudio immer dem Grundsatz gehorcht: Anschauen ja, anfassen nein. Wahrscheinlich, weil er es für unangemessen hält, sich mit dem gemeinen Volk abzugeben. Denn ein wissenschaftlicher Mitarbeiter, der ein Jahr an der John Hopkins University verbracht hat und der begehrteste Junggeselle der gesamten medizinischen Fakultät ist, würde niemals eine von uns verführen. Schon allein deshalb nicht, weil es ihm nicht gefallen würde, wenn das dem Boss oder Wally zu Ohren käme. Und so macht er einen mitunter kräftig an, ohne jemals konkret zu werden. Heute Abend bin ich dran: Er nähert sich mit einem Glas Martini Bombay Sapphire und der Sicherheit eines Raubtiers auf Beutezug in der zentralafrikanischen Savanne.

»Ciao, Allevi«, setzt er an und drückt mir einen Kuss auf die Wange. Der Duft, von dem ich eingehüllt werde, ist, seit ich ihn kenne, immer der gleiche: eine Mischung aus Declaration, Pfefferminzbonbons, sauber gewaschener Haut und Haargel. »Möchtest du einen?«, fragt er mich und reicht mir seinen Drink.

»Zu stark«, antworte ich und schüttele den Kopf. Für ihn ist er das offensichtlich nicht, denn er schüttet ihn in sich hinein, als wäre es Wasser.

»Gefällt's dir?«, fragt er und schaut sich teilnahmslos um.

»Ja, doch. Und dir?«

Er schaut mich entgeistert an. »Also wirklich. Das wird jedes Jahr schlimmer. Eigentlich müsste man diese Partys boykottieren, aber das ist politisch nicht korrekt«, sagt er

und lässt sich dabei auf ein Sofa fallen. »Komm, setz dich, hier ist Platz für zwei.«

Während ich mich vorsichtig nähere (durch meine Stöckelschuhe bin ich zwar zehn Zentimeter gewachsen, kann mich aber kaum auf den Beinen halten), raffe ich mein Kleid. Und ich wäre fast auf ihn draufgefallen, hätte er nicht instinktiv mein Handgelenk gepackt. »Vorsicht, Allevi. Mir so vor aller Augen zu Füßen zu fallen, gehört sich nicht.«

»Mach dir keine Hoffnungen, selbst wenn du der letzte Mann auf Erden wärst«, antworte ich säuerlich. Aber das ist natürlich gelogen, denn ehrlich gesagt, müsste gar nicht so viel passieren, um ihm zu erliegen.

»Klar, und das soll ich dir glauben«, erwidert er mit offenem Sarkasmus und verzieht das Gesicht zu einer komischen Grimasse. »Vielleicht sollten wir in den nächsten Tagen unserer Laune mal nachgeben, Alice«, flüstert er mir ins Ohr und berührt dabei leicht meine nackte Schulter. Eine beiläufige Geste, die mich auffahren lässt. Ich schaue ihm in die Augen. So macht Claudio das immer: ein flüchtiges, hochexplosives Angebot, aber so nonchalant dahingsagt und mit einem Unterton von: »Du weißt, dass ich das nicht ernst meine, oder?« Diese Art von Bemerkungen lässt er nahezu täglich fallen, und wenn ich seinen fortlaufenden Bezeugungen, wie sehr ich ihn sexuell anziehe, wirklich Glauben schenken würde, wäre ich vermutlich schon an meinen Illusionen zugrunde gegangen.

Ich kann nichts erwidern, denn das Kampflied vom AC Mailand auf seinem Handy reißt uns aus der Unterhaltung.

»Wie peinlich.«

»Treue geht über alles.«

Treuer Wähler von Berlusconi's *Popolo della Libertà*, Träger der jeweils neuesten Kollektionen von Ralph Lauren, Besitzer eines Mercedes der S-Klasse und eines Montblanc-

Füllers in limitierter Ausgabe, den er immer wie zufällig zur Schau stellt: Claudio ist wirklich eine Figur wie aus anderen Zeiten, in seiner Existenz so bedroht wie der Pandabär. Trotzdem wirkt er wie der Prototyp des karrierebewussten Rechtsmediziners, der sich mit viel Sorgfalt selbst erschaffen hat. Und in einer Welt, in der es kaum noch Gewissheiten gibt, vermittelt Claudio den beruhigenden Eindruck, dass es gelingen kann, immer der Alte zu bleiben.

»Hallo? Ja, der bin ich. Okay. Wo genau? Via Alfieri 6. Ja genau, das ist eine Querstraße von der Merulana«, erklärt er mit lauter Stimme und macht mir Zeichen, das alles irgendwo aufzuschreiben. »Genau. Keine Sorge. Ich komme gleich.«

Er schiebt sein iPhone wieder in die Jackentasche zurück, steht auf, streicht sich das dichte kastanienbraune Haar beiläufig zurück und sieht mich aufgeregt an.

»Obwohl du so ätzend bist wie selten, was wahrscheinlich daran liegt, dass du seit Jahren wie eine Nonne lebst, nehme ich dich an einen Tatort mit. Jetzt bist du mir was schuldig.«

Trotz seiner gemeinen Anspielung darauf, dass ich seit ungefähr drei Jahren keinen Freund mehr habe, bin ich begeistert. Super! Ein Tatort!

»Wohin geht ihr?«, fragt Ambra und verfolgt missmutig, wie wir uns in Richtung Ausgang bewegen. Alles, was ihrer Kontrolle entgeht, beunruhigt sie.

»An einen Tatort«, erklärt Claudio eilig.

»Ich komm auch mit«, ruft die Bienenkönigin und stellt ihren Drink auf einem Tischchen ab.

»Gut, aber beeil dich. Und führ dich um Gottes willen nicht wie eine alberne Gans auf«, betont er herablassend.

Ambra braucht nur eine Sekunde, um den Kollegen einen letzten betörenden Blick zuzuwerfen und uns ein kieksiges »Wartet auf mich!« zuzurufen, dann haben wir sie am Hals – diese aufdringliche Spaßbremse.

## Zufall ist nicht gleich Zufall

Das Haus gehört zu den für Rom typischen malerischen Bauten des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts: Es ist imposant, mit rötlichem Anstrich, steckt voller Geschichte und wird ganz offensichtlich von Angehörigen der römischen Oberschicht bewohnt. Der Eingang führt in einen Innenhof, in dem es von Journalisten, Kameramännern und Polizisten nur so wimmelt. Es herrscht eine fieberhafte Aufregung, die sofort vermittelt, dass etwas völlig aus der Ordnung geraten ist. Ambra kuschelt sich fröstelnd in ihren roten Mantel, und einen Augenblick lang habe ich den Eindruck, dass auch sie sich fehl am Platz fühlt.

Claudio ist dagegen ganz in seinem Element: Er hat die Fähigkeit, seine Auftritte so zu gestalten, als sei er immer und überall ein VIP. Seine Selbstsicherheit hilft ihm in jeder Lage – jetzt, während er die Treppe hinaufgeht, ganz besonders. Die Blicke der Hausbewohner, die sich mit gespitzten Ohren auf den Treppenabsätzen versammelt haben, lassen ihn kalt. Ambra und ich folgen ihm wie zwei Pudel an der Leine und versuchen, keine Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Aber das ist mit unseren High Heels nicht leicht. Die von Ambra sind vielleicht noch zwei Zentimeter höher als meine.

»Na, Dottore, haben Sie Ihre Mädels im Schlepptau?«, kommentiert Polizeioberkommissar Visone leise, der glaubt, dass nur Claudio ihn hört. Visone ist um die fünfzig und stammt aus Salerno, ein unverbesserliches Schlitzohr, das

an jedem Tatort zum Inventar gehört. Eigentlich ist er ganz sympathisch, aber ich habe den leisen Verdacht, dass er frauenfeindlich ist. »Dottore, was wollen diese zwei Schnepfen bei der Rechtsmedizin? Die passen doch eher ins Fernsehen«, hat er mal zu Claudio gesagt, der das dann am Institut in perfekter Nachahmung des Originaltons zum Besten gegeben hat.

»Guten Abend«, begrüße ich ihn mit einem Lächeln.

»Guten Abend, Dottoressa«, antwortet er, vermeintlich respektvoll.

»Um wen handelt es sich?«, frage ich ihn leise.

»Um ein junges Mädchen. Was für ein Unglück!«

Claudio macht mir ein Zeichen, meinen Mund zu halten, und Ambra schaut mich empört an.

Schweigend hefte ich mich wieder an Claudios Fersen, der damit beginnt, methodisch jeden Winkel der Wohnung zu fotografieren. Das Apartment ist minimalistisch und geschmackvoll eingerichtet. Die Küche in dunkler Eiche, an den Wänden Originalfotos in Schwarz-Weiß, neben einem schwarzen Ledersofa ein kümmerlicher Bonsai. Das könnte eines dieser Apartments in Manhattan sein, wie man sie in Filmen sieht. Doch dann erfahre ich zu meinem Erstaunen, dass hier zwei Studentinnen wohnen: Giulia Valenti und Sofia Morandi de Clés, beide studieren Jura und kommen aus sehr wohlhabenden Familien. Giulia ist das Opfer, und Sofia – ein gepflegtes Mädchen mit blonden Locken, das ich in dem allgemeinen Durcheinander nur flüchtig zu Gesicht bekomme – hat die Tote gefunden.

Wir nähern uns dem Zimmer von Giulia Valenti, und sofort läuft es mir kalt über den Rücken: Ich erkenne sie eindeutig wieder.

Als diese furchtbare Wohltätigkeitsparty immer näher heranrückte, wollte ich dem Abend wenigstens einen Sinn geben, indem ich ihn als Vorwand zum Kauf eines schönen, neuen Kleids in einem superschicken Laden an der Via del Corso nutzte. Ich schwankte zwischen einem roten Seidenkleid, dessen Preis weit über meinen Verhältnissen lag, einem fliederfarbenen Kleid, das möglicherweise der Jahreszeit nicht ganz angemessen war, und einem schwarzen mit einem tiefen Ausschnitt und hübschen Spitzen. Ich hatte das schwarze gerade verworfen, als eine zarte, doch melodiose Stimme mich aus meinen Gedanken riss.

»Möchtest du einen Rat?«

Ich wandte mich um und sah eine außerordentlich schöne junge Frau. Doch nicht nur ihre Schönheit fesselte mich, sondern ihre ganze Art war faszinierend. Sie schien wie ein Wesen von einem anderen Stern, ihre Haut war makelloser als die der Models in der Topexan-Werbung. Sie hatte volles glattes schwarzes Haar, das ihr fast bis zu den Hüften reichte, und ihre Bewegungen waren von einer Anmut, die mich sofort für sie einnahm. Sie war dünn bis an die Grenzen der Magersucht, und ihre rot lackierten Fingernägel standen in scharfem Kontrast zu ihrer Blässe. Sie war nicht geschminkt, und doch wirkte sie fast übernatürlich perfekt. Sie war keine Verkäuferin, sondern probierte genau wie ich Unmengen von Kleidern an, die sich auf dem Hocker in ihrer Kabine auftürmten.

»Gerne«, forderte ich sie auf, weil sie mir sofort sympathisch war.

»Du solltest das schwarze nehmen. Das ist wahnsinnig schick, und an dir sieht es wirklich irre aus. Eine Perlenkette dazu, und du bist perfekt angezogen. Glaub mir.«

Ich betrachtete mich im Spiegel, als würde ich mich zum ersten Mal sehen.



»Meinst du?«

»Vertrau mir, für Klamotten habe ich ein Händchen. Auf jeden Fall, wenn es nicht um meine eigenen geht«, antwortete sie mit einem freundlichen Lächeln. »Du siehst wirklich gut darin aus.«

Der Gedanke, dass ich ihr gefiel, gab am Ende den Ausschlag. Ich fühlte mich perfekt, denn ich sah mich mit ihren Augen.

Während ich mich in meiner Kabine wieder umzog, hörte ich sie aufgeregt telefonieren.

»Ich habe keine Ahnung, wovon du redest, bist du verrückt geworden? Nein? Na, dann hast du einfach ein bisschen zu viel Fantasie. Ich habe keine Lust mehr, darüber zu reden, und falls du nach Antworten suchst – ich bin bestimmt nicht die richtige Adresse.«

Wir kamen gleichzeitig aus unseren Umkleidekabinen heraus und wären fast ineinandergerannt. Wir lächelten uns an, aber ihre Züge hatten sich verschattet.

»Ich hoffe, dass dir dieses Kleid Glück bringt«, sagte sie zu mir, aber ohne die Begeisterung von zuvor.

Heute Abend trage ich das Kleid, das Giulia Valenti für mich ausgesucht hat. Ich trage dieses Kleid, das mir Glück bringen sollte, und blicke schreckensstarr auf Giulias Leichnam.

Die Tote liegt am Zimmereingang merkwürdig verrenkt auf dem Boden. Ihre Augen sind geschlossen. Sie sieht aus wie ein Blatt im Herbst, vertrocknet und leblos.

Unter ihrem Körper ist Blut auf dem Fußboden, viel Blut, rot wie das Leben. Ihre Fingernägel sind immer noch perfekt lackiert. Claudio beugt sich zu ihr hinunter, zieht ihre Augenlider hoch und berührt sie, um ihre Körpertem-

peratur zu erföhlen. »Sie ist noch warm. Ambra, sieh nach, ob Livores zu finden sind.«

Ambra lässt sich das nicht zweimal sagen und ist in einem Satz an seiner Seite, wobei sie etwas übertrieben herumhampelt. Das sieht ihr ähnlich, wegen jeder Kleinigkeit gerät sie in Aufregung. Denn die Stellen am Körper zu suchen, wo sich das Blut staut und die ein sicheres Anzeichen für den Tod sind, ist keine Amtshandlung, die besonders große Kompetenz erfordert. Ambra macht es, ohne sich Handschuhe überzuziehen – das ist ein Grundsatz unseres Bosses, ein Vertreter der alten Schule in der Gerichtsmedizin: »Egal, wie ekelhaft das sein mag, man muss den Leichnam immer mit nackten Händen anfassen, denn nichts ist so sensibel wie unsere Haut.«

Ambra betastet Giulias Hals und bewegt ganz leicht ihren Kopf. Außerdem – sicherlich vor allem, um zu zeigen, dass sie das auch kann – umfasst sie Giulias Kinn, um die Starre des Unterkiefers zu kontrollieren, was ein weiteres, sicheres Anzeichen für den Tod ist.

»Es gibt nur sehr wenige Livores. Nur violette Schatten, mehr nicht. Die Starre ist noch nicht eingetreten.«

Alles spricht dafür, dass der Todeszeitpunkt noch nicht lange zurückliegt.

»Sehr gut, Ambra, du denkst immer schon voraus. Du, Allevi, hinkst ja meistens eher hinterher. Nimm dir mal ein Beispiel an deiner Kollegin.«

»Das war nicht eben viel, um sich ein Beispiel zu nehmen«, murmele ich frustriert, weil mir klar ist, dass Kompetenz und Erfolg praktisch niemals Hand in Hand gehen.

Anstelle mich von diesen beiden Sklaventreibern peinigen zu lassen, die es selbst hier nicht lassen können, sich schmachkende Blicke zuzuwerfen, schaue ich mir lieber den Raum genauer an.

Die Zimmerwände sind in einem kalten Lavendelton gestrichen. Das Bett ist unordentlich gemacht, ein schwarzer, leichter Pullover, den Giulia offensichtlich über ihrer weißen Bluse getragen hatte, hängt schief auf einem Bügel und rutscht dort fast herunter. Auf dem Toilettentisch Schminksachen von Chanel, ein Paar edle dunkle Lederhandschuhe, eine graue Brieftasche der Marke Gucci GGplus, die vor Kreditkarten überquillt, eine antike silberne Haarbürste mit den eingravierten Initialen GV, Kompaktpuder, eine Schachtel mit Antibabypillen. An den Wänden hängen verschiedene Fotografien: Einige sind am Meer aufgenommen, andere scheinen Momentaufnahmen aus langweiligen Vorlesungen zu sein. Manche zeigen Giulia mit einem Mädchen, das ihr sehr ähnlich sieht. Andere mit einem jungen Mann, der oft Ascot-Krawatten trägt. Oder mit Gruppen von Freunden, und Giulia sieht immer fröhlich aus.

Die ganze Atmosphäre beunruhigt mich zutiefst, und ich wende mich wieder dem Leichnam zu.

Wäre da nicht die Blutlache auf dem Boden, könnte man denken, Giulia schlafe. Die Augen mit dem orientalischen Einschlag, die dichten und dunklen Wimpern, die Haut wie aus Elfenbein. Sie sieht aus wie Schneewittchen.

Es sind immer Details, die mich umhauen und anrühren. Und so kommen mir beim Anblick von Giulias kleinen bloßen Füßen die Tränen. Sie sind ein wenig platt und im Vergleich zu ihrer beträchtlichen Körpergröße zu klein geraten. Ihr dünner Armreif, farbig und abgenutzt, den sie an irgendeinem Stand gekauft hat und der sich von dem wertvollen Brillantenarmband abhebt, erinnert mich daran, dass in diesem Leichnam einmal ein Leben steckte, das voller Zukunft war. Nie wieder wird es so sorglose Augenblicke geben wie jenen, in dem sie diesen Armreif erstand.

Es sind genau diese Gedankengänge, die Claudio regel-

mäßig zu der Bemerkung veranlassen, dass ich für diesen Job nicht geeignet bin.

Ich nähere mich meinem Mentor, um Hinweise zu erhalten.

»Was ist deiner Meinung nach passiert?«

»Am Nacken hat sie eine Platzwunde. Aber die muss man sich erst einmal richtig ansehen, und zwar bei geeigneter Beleuchtung. Schau, der Türrahmen: Er ist blutverschmiert. Sie hat auch einige recht frische Prellungen an den Armen.«

»Ist sie umgebracht worden? Was meinst du?«

Claudio runzelt die Stirn, während er die Reflex, mit der er unaufhörlich Fotos schießt, manuell einstellt. »So aus dem Bauch heraus ist das schwer zu sagen. Die Verletzung könnte zum Beispiel von einem Sturz herrühren.«

»Gut, aber was erscheint dir wahrscheinlicher?«

»Glaubst du, das kann ich jetzt entscheiden? Alles, was ich vor der Autopsie sagen kann, ist, dass sie tot ist«, antwortet er kurz angebunden und schüttelt dabei hochmütig den Kopf. »Oberflächlich betrachtet gibt es aber keine Verletzungen, die von Selbstverteidigung herrühren, und das lässt den Schluss auf einen Unfall zu«, fährt er fort. Und als ob meine Fragen das nahegelegt hätten, legt der große Didakt nach: Mit jener Arroganz, die ihn auszeichnet, wenn er seinem Beruf nachgeht und meint, seine professionelle Überlegenheit beweisen zu müssen, sagt er so laut und deutlich, dass ihn Ambra und Visone noch gut hören können: »Na, Allevi, das ist doch der richtige Moment, um die Vorgehensweise am Tatort zu rekapitulieren.«

Ah, wie ich ihn hasse, wenn er sich so aufführt. Leider kommt das häufig vor. Denn seit er zu den Aktenträgern rund um den Boss gehört, glaubt er, sich auch noch als strenger Lehrer und Wissensvermittler aufspielen zu müssen.

»Nur die Grundregeln! Und halte dich bitte kurz«, bohrt er weiter, nicht mehr ganz so aufmerksam, während er seine Fotos schießt.

Wenn ich vor Zuhörern sprechen muss, neige ich zum Stottern. Und Ambra wartet schon mit verschränkten Armen darauf, dass ich gleich auf die Nase falle. Aber auch wenn ich allzu oft zerstreut und desinteressiert wirke, bin ich sehr wohl in der Lage zu antworten, denn ich liebe die Rechtsmedizin aus vollem Herzen.

»Umgebung untersuchen und dabei mit größter Sorgfalt auf jedes Detail achten. Alles beschreiben, auch Kleinigkeiten, die unwichtig erscheinen. Die Position des Leichnams, Kleider, eventuelle Verletzungen nicht vergessen. Und auf alles achten, was als Indiz für ein Verbrechen gelten könnte.«

»Zum Beispiel?«

»Anzeichen für eine Auseinandersetzung.«

»Weiter.«

»Den möglichen Zeitraum für den Eintritt des Todes unter Berücksichtigung aller klimatischen Faktoren ermitteln.«

»Sehr gut. Noch was?«

»Nichts verändern, ohne vorher Aufnahmen oder Notizen gemacht zu haben.«

»Das reicht. Du, Ambra, schreibst mir zwei Zeilen zum Leichnam, und du, Alice, darfst jetzt aufs Klo gehen, falls du dir eben fast in die Hose gemacht hast.« Ambra legt eine Hand auf ihre vollen Lippen, so als wolle sie ihr Lachen verbergen, und Claudio zwinkert mir mit jenem Wohlwollen zu, welches jede noch so grobe Unverschämtheit aus seinem Mund verzeihlich macht.

Am Ende verlässt er das Zimmer, um sich die restliche Wohnung anzusehen. Ich gehe ihm nicht nach, sondern

schaue mir weiter alles aufmerksam an. Dabei ziehe ich mir ein Paar Handschuhe über, die ich aus seiner Tasche genommen habe. Ich betrachte Giulias Körper näher. Ihre Hornhaut ist noch nicht getrübt, und man sieht noch die warme, haselnussbraune Tönung ihrer Iris. Sie hat unglaublich lange Wimpern. Ich bin auf der Hut. Wenn Claudio mich hierbei ertappt, dreht er mir den Hals um.

*Damit die Bedingungen klar sind: Ich nehme dich überallhin mit, aber du hältst dich gefälligst zurück.*

»Dottorressa Allevi«, ruft mich jemand kurz darauf.

Ich drehe mich abrupt um. Es ist Ambra, die in der Gegenwart von Fremden so tut, als wäre sie eine Rechtsmedizinerin von Ruf, und nicht eine einfache Assistenzärztin voll kriecherischem Ehrgeiz.

»Was ist los, Ambra?«

»Komm, wir sind so gut wie fertig.« Beim »wir« muss ich mir ein Grinsen verkneifen, denn Claudio ist eine Primadonna und hat keinesfalls die Absicht, sich die Butter von irgendjemandem vom Brot nehmen zu lassen. Aber Ambra schaut demonstrativ auf ihre Uhr, wirft mir ungeduldige Blicke zu und folgt Claudio, der hinausgeht, ohne sich auch nur im Geringsten um seine zwei Schnepfen zu kümmern.

Im Auto beobachtet mich Claudio im Rückspiegel. Ich sitze völlig erledigt auf dem Rücksitz, während Ambra uns wie üblich zulabert.

»Was ist los?«, fragt er mich plötzlich.

»Nichts.«

»Du bist total fertig. Ich sag's ja immer, du bist für diesen Beruf nicht geschaffen.«

»Das stimmt nicht«, versuche ich mich zu wehren, »und

das weißt du auch genau. Ich habe schon alles Mögliche gesehen, jeden Anblick und jeden Geruch ertragen.«

»Und was ist dann diesmal so anders?«, legt er nach. Ambra gähnt.

»Ich kenne Giulia Valenti vom Sehen. Geht dir das nie so, dass du von einem Fall in besonderer Weise berührt wirst?«

»Nur unter rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Allevi, du musst lernen, dass das der einzige Aspekt ist, der dich zu interessieren hat, sonst übst du deinen Beruf nicht objektiv aus.«

»Wann führst du die Autopsie durch?«, frage ich todmüde.

»So wie es aussieht, Montag oder Dienstag.«

Also wird Giulia in eine Kühlzelle kommen, wo sie für mindestens achtundvierzig Stunden bleiben wird.

Ich fühle, wie eine unendliche Traurigkeit mich zu einem Klumpen zusammendrückt.

Als ich endlich zu Hause ankomme, kostet es mich eine geradezu übermenschliche Anstrengung, die Treppen hinaufzusteigen. Ich bewohne ein winziges Apartment gegenüber von der Stazione Cavour, für das ich eine Wuchermiete zahle. Die Wohnung ist so klein, dass mir manchmal die Luft zum Atmen fehlt, und sie ist auch ziemlich baufällig. Doch mein Vermieter, dieser Geizkragen von Signor Ferreri, hat keine Lust, auch nur einen Euro herauszurücken, um sie bewohnbarer zu machen. »Die Lage ist ein Traum«, erwidert er auf unsere Vorhaltungen. Unsere, das heißt meine und die meiner Mitbewohnerin: Nakahama Yukino, oder einfach, so wie im Fernen Osten, Yukino. Yukino ist Japanerin und kommt aus Kyoto. Sie studiert italienische Sprache und Literatur und verbringt gerade zwei Jahre in Rom,

um ihre Sprachkenntnisse zu verbessern. Sie ist dreiundzwanzig Jahre alt, zart gebaut, trägt auffallende Klamotten und hat einen Pagenkopf. Ihr Pony ist immer dermaßen perfekt in Form, dass er unecht wirkt.

Ich liebe Yukino. Sie ist die Hüterin meines Heims, eine römische Hausgöttin mit Mandelaugen.

Als ich die Haustür öffne, hat sie es sich im Yogasitz in einem Sessel bequem gemacht. Ihr hübsches kleines Gesicht schaut verdutzt auf den Fernsehschirm, in ihren Händen hält sie einen Manga.

»Du bist noch wach? Gibt's Probleme?«, frage ich und hänge meinen Mantel an den Kleiderhaken.

Sie schaut mich mit einem Gesichtsausdruck an, der immer aufgelöst wirkt, ich habe keine Ahnung, warum. »Drei«, antwortet sie und hält dabei drei Finger hoch. »Erstens habe ich meinen Mensa-Ausweis verloren. Der ganze Nachmittag hin, um einen neuen zu bekommen. Zweitens, es regnet durch das Fach, und Signor Ferreri will keine Verbesserungen bezahlen. Drittens ist mir seit einer Stunde schlecht. Und trotzdem schaffe ich es nicht, mich vom Fernseher abzureißen...«

»Loszureißen, heißt das, Yuki. Und du meinst vermutlich das Dach und nicht das Fach.«

»Egal.«

»Nicht ganz. Aber man muss diesen Ferreri noch einmal anrufen. Ich werde mit dem Anwalt drohen.«

»Anwalt geht nicht. Wir wohnen schwarz hier.« Das ist der einzige Weg, um weniger Miete zu bezahlen.

»Aber das heißt nicht, dass es uns einfach in die Wohnung regnen darf! Alles hat seine Grenzen.« Yukino macht wütend den Fernseher aus und erhebt sich. »Du hast recht. Aber es ist besser, wenn du anrufst. Er versteht nichts, wenn ich rede.«



»Mach ich, morgen rufe ich ihn an«, seufze ich und binde meine Haare irgendwie zu einem Pferdeschwanz zusammen.

Yukino lächelt freundlich. »Hast du Lust auf eine Pyjama-party? Ich hab Chips gekauft.«

»Ich bin fix und fertig, ehrlich.«

»Du warst auf einer Party, kein Grund müde zu sein«, erwidert sie schmollend.

»Ich war an einem Tatort, nix Party.«

Yukino reißt die Augen auf. Sie macht das so auffallend und so häufig, dass sie wirklich aussieht wie eine Mangafigur. Manchmal warte ich nur noch darauf, dass über ihrem Kopf eine Sprechblase erscheint.

»Oh... das tut mir leid«, meint sie traurig. »Aber dann brauchst du Entspannung!«, ruft sie und ist erfreut, dass sich die Situation doch noch zu ihren Gunsten wenden lässt.

»Du kannst aussuchen zwischen *Kare Kano*, *Inu Yasha* und *Full Metal Panic!*« schlägt sie vor, während ihre Hände nach den entsprechenden DVDs greifen. »*Itazura na Kiss* nicht vergessen, aber den haben wir schon so oft gesehen.«

»Yukino, es ist spät!«

»Ich habe eine Idee! Den Teil von *Kare Kano*, in dem Tsu-basa seinen Stiefbruder kennenlernt. Biete!

»Bitte, heißt das!«

»Und wenn ich wieder nach Kyoto gehe ...«

Und mit diesem Appell an meine Zuneigung – und weil ich gar nicht daran denken mag, dass sie früher oder später wieder nach Japan zurückkehren wird – ringt sie mir meine letzten Kraftreserven ab, die mich in die für diese Nacht typische Atmosphäre unbegrenzter Möglichkeiten hineintragen.

**Egal, ob du ein Löwe oder eine Gazelle bist:  
Bei Tagesanbruch musst du rennen**

Das i-Tüpfelchen nach einem durchschnittlich scheußlichen Tag, den ich in der Leichenhalle verbracht habe, besteht dann zwei Tage später darin, dass ich in einem Nahverkehrszug sitze, um zu meinen Eltern zu fahren. Ich habe sie schon seit mindestens zwei Monaten nicht mehr besucht. Und es stimmt nicht, dass sie mir nicht fehlen würden, wie sie mir oft vorwerfen. Es steckt einfach nur meine fürchterliche Faulheit dahinter.

Wenn ich aus dem Fenster schaue und die schneebedeckte Landschaft betrachte, wird mir ganz nostalgisch zumute. Es hat in Rom seit wer weiß wie vielen Jahren nicht mehr geschneit, und jetzt ist die Erde überall von einer dünnen weißen Schicht bedeckt. Diese Szenerie erinnert an die der Weihnachtszeit und weniger an einen Tag Mitte Februar, an dem mich Langeweile und Melancholie niederdrücken. Außerdem rollt der Zug durch typisch heruntergekommene Vororte, die mir die ganze Schabigheit menschlicher Existenz vor Augen führen.

Ich habe die Hausschlüssel vergessen und drücke auf die Klingel. Mein Bruder Marco öffnet mir. Nachdem er seine Wohnung aufgeben musste, weil der Vermieter dort einziehen wollte, ist er kürzlich ins elterliche Nest zurückgekehrt. Bis jetzt hat er noch nichts Besseres gefunden.

Vielleicht ist Marco schwul, ich halte es eigentlich für sehr wahrscheinlich, aber er könnte genauso gut der Kopf

von al-Qaida sein, denn über sein Privatleben erfährt man nichts.

Wer ist mein Bruder?

Ich habe keine Ahnung, aber ich weiß, wer er einmal war. Bis zum Alter von siebzehn, achtzehn Jahren war an meinem Bruder nichts Außergewöhnliches. Vielleicht war er ein bisschen einzelgängerischer als der Durchschnitt. Er interessierte sich für Kunst und Malerei und hatte kein großes Interesse am wirklichen Leben. In diesem Punkt sind wir uns sehr ähnlich, denn auch ich lebe ziemlich losgelöst von der Realität – oder wenigstens wirft man mir das oft vor. Nach dem Gymnasium und einem fürchterlichen Aufenthalt in London, der sechs Monate dauerte und von dem er zurückkam und aussah wie Freddie Mercury am Anfang seiner Karriere (samt seiner Mähne), hat sich mein Bruder zu einem Fabelwesen der Goth entwickelt. Und von diesem Augenblick an ist sein Privatleben zum Mysterium geworden.

Meine Eltern bekümmert das anscheinend überhaupt nicht, sie verhalten sich so, als wäre die Andersartigkeit meines Bruders ein Gewinn. Beide sind sehr stolz auf Marco.

Und hier steht er vor mir, um mich zu begrüßen. Mit seinem wunderbar perfekten Lächeln – ich kenne niemand, der schönere Zähne hat als er – und einer Gurkenmaske im Gesicht. Er trägt ein eng anliegendes schwarzes Hemd (seit einigen Jahren trägt er nur noch Schwarz) und hält eine Zigarette zwischen den schmalen Fingern (er hat schon immer wunderschöne Hände gehabt, wie ein Pianist). Seine Nägel sind sorgfältig schwarz lackiert, vielleicht ist es aber auch ein dunkles Violett.

»Marco, grüß dich«, sage ich mürrisch. »Ich hab die Schlüssel vergessen.«

»Grüß dich, kleine Klette«, antwortet er. Er nennt mich seit unserer Kindheit »Klette«, denn ich hing ihm immer

am Hosenbein und ließ ihn nicht einmal alleine aufs Klo gehen. Ich liebte ihn einfach über alles und konnte ohne ihn nichts mit mir anfangen. Und mit niemand anderem konnte ich so gut spielen wie mit ihm.

Marco arbeitet als Konzeptfotograf – was das genau ist, habe ich immer noch nicht verstanden. Er fotografiert alles Mögliche, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Auch Hochzeiten.

»Wasch dir mal gut dein Gesicht, die Maske ist überall angetrocknet«, sage ich schärfer, als ich eigentlich will. Instinktiv betastet er seine Haut mit den Fingerspitzen.

»Ist vielleicht wirklich besser, wenn ich das mal abwasche«, erwidert er ein wenig verblüfft. Meine Mutter kommt jetzt auf mich zu. Sie rührt eine merkwürdige Soße in einer Schüssel. »Grüß dich, meine Kleine, ich habe dich erst morgen erwartet«, empfängt sie mich und drückt mir einen Kuss auf die Wange. Stimmt, aber ich wollte die Reise heute hinter mich bringen, um morgen, weit weg vom Lärm der Großstadt, im Glamour von Sacrofano, besser ausspannen zu können. »Warte, Marco, nimm die Tasche deiner Schwester, und trag sie auf ihr Zimmer.«

Ergeben nimmt das Fabelwesen Marco meine Tasche und bewegt sich in den ersten Stock hinauf.

»Mama, findest du das normal, dass Marco Gurkenmasken benutzt?«

»Wie meinst du das?«, fragt sie unschuldig zurück.

»Vergiss es. Es ist gar nichts.«

»Alice, was ich dich noch bitten wollte, versuch, in deinem Zimmer nicht zu rauchen. Ich muss jedes Mal hinterher einen ganzen Tag durchlüften.«

»Versprochen«, sage ich und hebe die Daumen zum Okay, aber ich schaffe es gerade mal zehn Minuten, bevor ich mir die erste Merit anzünde.

Marco streckt den Kopf zur Tür herein, um mir zu sagen, dass das Abendessen auf dem Tisch steht.

Ich drücke die halb gerauchte Zigarette aus. »Keine Sorge, ich verpetz dich nicht«, meint er lächelnd.

»Das ist ungerecht. Du darfst, und ich nicht. Das ist gegen das Grundgesetz.«

»Bei mir hat sie's aufgegeben.«

»Warum bist du immer noch hier? Findest du Sacrofano nicht deprimierend?«

An den Türrahmen gelehnt, überlegt Marco einen Augenblick. »Als ich gerade meine Wohnung verloren hatte, wusste ich gar nicht, wohin. Aber ich denke mir, jedes Übel hat auch etwas Gutes. Eigentlich gefällt mir die Gедiegenheit hier. Die Vertrautheit, die Normalität. Mir fehlt das Chaos der Stadt überhaupt nicht. Jedenfalls nicht jetzt. Wenn ich was brauche, dann nehme ich das Auto und bin ganz schnell in Rom. Und dann kann ich wieder hierher zurückkommen, um mich auszulüften. Das ist schön«, beschließt er lakonisch und mit jenem leicht vagen Unterton, der so typisch für ihn ist. »Komm, lass dir nicht zu viel Zeit. Wir sehen uns unten.«

Ich öffne das Fenster, um frische Luft hereinzulassen. Der Himmel ist so dicht verhangen, dass ich den Mond nicht sehen kann.

Es ist Samstagabend. Alles ziemlich fad.

## **Wenn das Leben ein Golfplatz wäre, dann wären die Montage die Bunker**

Nach einem entspannten Wochenende ist die Rückkehr zur Arbeit am Montag ein komplettes Desaster.

»Vollversammlung beim Boss, wir müssen den anderen noch Bescheid sagen«, verkündet die Bienenkönigin, die heute so aussieht wie Amanda Lear als Nutte verkleidet.

»War für heute nicht Giulias Autopsie geplant?«, frage ich sie. Tatsache ist, dass ich an diesem Wochenende sehr viel an Giulia gedacht und mir alle Fernsehsendungen reingezogen habe, in denen von ihr die Rede war. Sogar mit meinen Eltern habe ich über sie gesprochen.

»Heute hat Claudio keine Zeit, er hat sie auf morgen verschoben. Er hat mich gerade deswegen angerufen«, erklärt sie in einem Ton, der vorgeblich freundlich ist, aber in Wirklichkeit voller Genugtuung steckt, gerade so, als würde sie mit mir einen Wettkampf um Claudio Herz austragen. Wahrscheinlich versteht sie nicht, dass man sich nicht um etwas streiten kann, das es nicht gibt. Gerüchte besagen, dass die Letzte, die versucht hat, sich mit ihm auf eine ernsthafte Beziehung einzulassen, immer noch Paroxetin gegen ihre Depressionen schluckt.

Kurze Zeit später befinden wir uns im Büro der personifizierten Macht: im Büro vom Boss.

Der Boss ist ein hoch geachteter und im ganzen Land bekannter Rechtsmediziner, der vor Kurzem die sechzig überschritten hat, aber trotzdem immer noch voller Energien

steckt. Auf jeden Fall sind jene Quellen unerschöpflich, aus denen er seine unglaubliche Hinterhältigkeit bezieht. Er kommt aus England, ich erinnere mich nicht mehr, ob aus London, Birmingham oder vielleicht auch Brighton, aber das ist auch egal. Wie viele, die ganz oben angekommen sind – gesellschaftlich wie auch akademisch –, ist er die personifizierte Niedertracht, aber in der Rechtsmedizin ist er zweifellos ein Genie. Natürlich ist er mehrfach geschieden, und es wird behauptet, dass er eine unbestimmte Anzahl von Kindern habe, die rund um den Erdball verteilt sind.

Der Boss steht an seinem Schreibtisch und kehrt uns den Rücken zu. Finstere Zigarrennebel umgeben ihn. Rauchen ist verboten, aber niemand würde es wagen, ihm das zu sagen. Wally, Spitzname für Professoressa Valeria Boschi, die rechte Hand und das Sprachrohr des großen Genies, hat sich bereits mit Papier und Stift in Habtachtstellung gebracht. Die dicken Brillengläser lassen ihre Augen riesig erscheinen und verleihen ihrem Blick etwas Besessenes; die Haare sind mindestens auf Fingerlänge grau nachgewachsen, und sie trägt ein Kostüm aus einem grünlichen Nesselstoff. Das war modern, als meine Mutter noch jung war.

Der Boss beginnt uns von einem Fall zu erzählen, der offensichtlich sehr ernst ist. Es geht um die Frage der Haftung bei einem tödlichen Verkehrsunfall. Jeder von uns erhält eine Aufgabe. Ambra fällt durch Beobachtungen auf, die in der Tat sehr scharfsinnig sind. Das ist bei ihr immer so, keine Ahnung, wie sie das hinkriegt. Obwohl sie nicht gerade eine Geistesgröße ist, könnte sie sogar den Eskimos Eis verkaufen. Ich bekomme nur einen Teil von allem mit. Mir fällt Giulias Telefonat wieder ein, das ich mitgehört habe, und die Erinnerung an ihre Empörung beunruhigt mich leicht. Vielleicht hätte ich mit jemandem darüber

sprechen sollen. Unter Umständen handelt es sich um ein wichtiges Detail.

»Und was halten Sie davon, Dottoressa Allevi?«, fragt mich plötzlich Seine Durchlaucht. Ertappt, so ein Mist. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, wovon überhaupt? Keine Ahnung, ich war zerstreut.

»Vielleicht sollte man die Epithelien vom Airbag untersuchen«, schlage ich schüchtern vor.

»Das stimmt, aber es ist nicht sehr originell. Genau das hat Ihre Kollegin gerade gesagt. Weilen Sie unter uns, oder tun Sie nur so?«, fragt er mich streng. Währenddessen breitet sich auf Ambras Pornodivagesicht ein boshafes Lächeln aus. Ich habe genug von diesen Niederlagen, die ich täglich kassiere, aber gleichzeitig tue ich nichts dagegen, dass sie sich in einem fort ereignen.

Am Ende bedeutet mir dieses falsche Biest von Wally näherzukommen.

»Ich erwarte Sie in meinem Büro«, sagt sie, jede Silbe betonend, doch nicht sehr laut. Jedes Mal, wenn jemand so etwas zu mir sagt, bekomme ich Herzrasen.

Ich bin so in meine Überlegungen versunken, warum mich die Große Kröte wohl zu sich ruft – denn eigentlich bin ich für sie Luft –, dass ich am Ende ganz allein dastehe. Alle sind schon gegangen, und ich habe keine Ahnung, wie viel Zeit schon vergangen ist.

*Beeil dich, Alice.*

Auf zu Wallys Büro.

Ich klopfe. Sie sitzt mit verschränkten Armen hinter ihrem Schreibtisch, und ihr Gesicht ist ausnahmsweise einmal von dem Brillengestell befreit.

»Lassen Sie sich nur Zeit, Allevi.«

»Ich konnte nicht früher kommen«, bringe ich zu meiner Verteidigung vor.



»Setzen Sie sich.« Es liegt ein Hauch von Tragödie in der Luft.

»Gibt es irgendein Problem?«, frage ich, innerlich gefasst und auf einen ihrer Wortergüsse vorbereitet.

»Ich möchte, dass Ihnen klar ist, dass ich im Namen aller Dozenten des Instituts spreche, Dottoressa Allevi. Wir sind mit Ihrer Arbeit nicht zufrieden. Sie sind zu wenig bei der Sache.«

Schon diese einleitenden Worte reizen mich so sehr, dass meine Augen feucht werden, ohne dass ich etwas dagegen tun kann.

»Wir haben verschiedene Forschungsprojekte ins Leben gerufen. Ihnen ist es nicht gelungen, sich auch nur an einem einzigen sinnvoll zu beteiligen, und Sie haben auch ansonsten keinerlei befriedigende Ergebnisse vorzuweisen.« Ich senke den Kopf. Mir fehlen die Worte. »Was Ihre technischen Fähigkeiten bei der Autopsie angeht, so hatte ich in letzter Zeit Gelegenheit zu beobachten, dass Sie noch sehr weit hinten sind. Letzte Woche habe ich gesehen, wie Sie sich beinahe in den Finger geschnitten und gleichzeitig ein Gehirn zerquetscht hätten. Von einer Assistenzärztin erwarten wir deutlich mehr.«

Mein Stolz setzt sich mit letzter Kraft gegen die überwältigende Scham durch und zwingt mich zu einer Erwiderung: »Wahrscheinlich, nein, sicherlich, kann ich etwas besser werden. Aber mehr auch nicht. Ich stoße offensichtlich an meine Grenzen. Doch ich werde mir Ihre Worte zu Herzen nehmen.« Wally sieht mich finster an.

»Ich will keine unterwürfigen Lügengeschichten hören. Wenn Sie mit dem, was ich eben gesagt habe, nicht einverstanden sind, kann das nur bedeuten, dass Sie nicht einmal über ein Minimum an Bescheidenheit und Selbstkritik verfügen.«

Dabei bin ich die Erste, die sich ständig damit herumquält, wie mittelmäßig ich bin. Sie hat recht, vielleicht tue ich nicht genug, um mich zu verbessern. Aber man kann die Dinge auch anders sagen. Entschieden, aber mit freundlichem Verständnis. Oder zerstörerisch und sadistisch. Wie sie eben.

»Wenn es etwas zu tun gibt, bin ich immer zur Stelle.«

»Da ist zum Beispiel das Virtopsy-Projekt. Sie sind die Einzige aus Ihrer Gruppe, die nicht daran teilnimmt.«

Virtopsy ist eine virtuelle Autopsie, die auf radiologischen Verfahren basiert. Viele meinen, das sei eine tolle Sache. Es ist nicht so, dass ich etwas dagegen hätte, aber es macht mir, wie alles Neue, Angst.

»Weil mich dieses Projekt einfach nicht besonders interessiert«, bricht es aus mir heraus, und meine Worte bringen sie aus der Fassung.

»Nicht nur, dass Sie keine Ahnung haben, Sie sind auch noch überheblich!« Nach diesem Urteil blickt sie mich vernichtend an. »Dottoressa Allevi, ich ... oder besser, da ich im Namen aller spreche ... wir möchten Sie auf eines aufmerksam machen: Wenn Sie so weitermachen wie bisher, sehen wir uns gezwungen, Sie das Jahr wiederholen zu lassen. Wir tragen Ihnen gegenüber Verantwortung, und wir können nicht zulassen, dass die Dinge einfach so weiterlaufen.«

Eine eiskalte Dusche. Das Jahr wiederholen?

*Jetzt nicht weinen. Bitte, bitte, bloß nicht weinen. Reiß dich zusammen.*

»Das ist nicht Ihr Ernst!«, entfährt es mir. Ganz offensichtlich habe ich die Nerven verloren.

»Doch, absolut«, erwidert sie mit einem herausfordernden Lächeln. »Ich setze Ihnen eine Frist: Wenn Sie sich im kommenden Trimester nicht verbessern – und zwar deutlich, merken Sie sich das –, dann haben Sie das Jahr verloren. Am Ende jeder Woche will ich hier auf meinem

Schreibtisch einen Arbeitsbericht von Ihnen sehen. Und bei der nächsten Autopsie werde ich ein Auge auf Sie haben: Ein grober Fehler von Ihnen, und Sie sind geliefert. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

Absolut.

»Das alles scheint mir ... übertrieben«, habe ich gerade noch die Kraft zu erwidern.

»So sind die Spielregeln: Ihre Zukunft liegt in Ihren Händen, nicht in meinen. Sie können gehen.«

Ich fühle mich körperlos. So als hätte ich einem Massaker beigewohnt und keinen Finger gerührt, um es zu verhindern. Ich schwanke in mein Büro zurück, fest entschlossen, meinen Kolleginnen gegenüber nichts durchsickern zu lassen.

»Was wollte Wally?«, fragt Ambra mich neugierig wie ein Schimpanse.

»Och, nichts Besonderes. Sie wollte mit mir über eine Arbeit sprechen, die ich abgegeben hatte.«

Ambra hebt listig ihre Augenbrauen und sieht nicht sehr überzeugt aus. Ohne weitere Fragen setzt sie sich wieder an ihren Computer. Ich lasse mich, immer noch unter Schock, auf meinem Platz nieder.

*Ach, du lieber Himmel! Ojeojeoje. Scheiiiiiiiiiiße.*

Die Situation ist dramatisch, wenn nicht noch schlimmer.

Ich habe immer gewusst, dass mich an diesem Institut keiner ernst nimmt, an diesem Ort der Folter, wo man zuerst eine Eingangsprüfung bestehen und dann jedes Jahr Studiengebühren zahlen muss, um sich fertigmachen zu lassen. Ich habe immer den Verdacht gehabt, dass mich hier keiner besonders wertschätzt, aber keinen Augenblick lang, ich betone, keinen einzigen Moment lang hätte ich gedacht, dass mein Ende so nah ist.

Von einem Studienjahr auf das andere so einfach rauszufliegen, ist äußerst selten, und weil es so selten vorkommt, ist es etwas sehr Schlimmes. Mir ist niemand bekannt, dem so was passiert wäre, und bei der Vorstellung, dass es ausgerechnet mich treffen könnte, stockt mir der Atem. Ich fühle mich wie der Mensch im *Schrei* von Munch, nur dass mir in diesen vier Wänden nicht einmal das Schreien erlaubt ist.

Wenn man so richtig in der Scheiße steckt, muss man die Intelligenz aufbringen, sich wieder herauszuarbeiten.

*Streng dein Hirn an. Du hast genau drei Monate, um dich zu retten. So schwierig wird das schon nicht sein.*

## *I will survive*

Manchmal heißt es im Leben: überleben oder untergehen.  
Und ich werde überleben.

Und auch wenn ich Alice Allevi heiße, immer zerstreut bin und ein Fan von Johnny Depp, werde ich das Jahr nicht wiederholen. Und wenn ich einen Pakt mit dem Teufel schließen muss, ich werde nicht zum Gespött des Instituts werden.

Ich mag alles falsch gemacht haben, aber ich kann es wiedergutmachen.

*Du schaffst das, Alice. Du schaffst das, Alice. Du schaffst das.*

Heute Morgen versenke ich mich in eine Art Meditation und bin noch unkonzentrierter als sonst. Um ein Haar wäre ich beim Aussteigen aus der Metro gestolpert und wie Anna Karenina gestorben.

Ich komme als Erste im Institut an und laufe die langen gebohnerten Gänge hinunter, genieße die himmlische Ruhe und betrachte das schlichte, geschichtsträchtige Mobiliar.

Ich liebe diesen Ort und würde ihn am liebsten niemals verlassen. Das Gefühl zerreißt mich fast, ganz typisch für unerwiderte Liebe, und vielleicht ist nie eine Liebe so unerfüllt geblieben wie die meine zu diesem Institut.

Während ich an einem der Flurfenster stehe, bin ich so in mich selbst versunken, dass ich nicht einmal bemerke, wie sich mir jemand nähert.

»Alice? Was machst du denn um diese Uhrzeit schon hier?«

Es ist Claudio.

»Ich war wach, und was soll ich noch zu Hause? Und du?«

»Schon vergessen, dass heute die Autopsie von Giulia Valenti ist?«

Als ob ich das vergessen hätte! Ich warte seit Freitagnacht darauf.

»Wann fängst du an?«

»Um neun. Wer da ist, ist da. Und übrigens, Allevi – ich sag's dir lieber gleich: Wenn du dich wie üblich in irgendwelche fantasievollen Hypothesen stürzt, dann befördere ich dich hochkant hinaus.«

Um 8.50 Uhr bin ich in der Leichenhalle.

Die arme Giulia wirkt noch magerer und schutzloser, so wie sie da auf dem kalten Stahl liegt.

»Die Leiche liegt in Rückenlage auf dem Seziertisch. Sie hat eine weiße Bluse und einen Wollrock mit Schottenmuster an. An den Beinen trägt sie schwarze Nylonstrümpfe. Sie ist 1,77 Meter groß. Leichter Organverfall.« Professionell diktiert Claudio seine Anmerkungen in sein Olympus-Aufnahmegerät. »Livores von rot-violetter Färbung im zweiten Stadium an der Unterseite des Rumpfes sowie an den oberen und unteren Arterien. Voll ausgeprägte *Rigor mortis*. Keine äußeren Zeichen von Verwesung.«

Die Assistenten beginnen sie auszuziehen. Sie schneiden Rock und Bluse auf, und ihre perlaue Unterwäsche kommt zum Vorschein. Währenddessen fährt Claudio fort: »In der Okzipitalregion größere Verletzung mit zerfransten Rändern, an denen sich Hautgewebe befindet.«

Claudio fährt mit der Untersuchung der äußerlichen Merkmale fort, während Ambra ihm als persönliche Assistentin zur Hand geht. Sie reicht ihm ein Lineal, um die Ver-

letzungen zu vermessen. Sie schießt Fotos. Sie gibt ihm die Spritzen für die Entnahme von Körperflüssigkeiten. Unter Giulias Fingernägeln gelingt es ihr, Hautpartikel zu finden, wenn auch in geringer Menge. Sie nimmt davon selbstverständlich Proben und kündigt an, so schnell wie möglich die DNA-Untersuchung durchzuführen.

Ich beobachte Claudio dabei, wie er die gynäkologische Untersuchung vornimmt, um festzustellen, ob eine Vergewaltigung vorliegt. Ich höre, wie er in sein Gerät diktiert, dass es keine Anzeichen für sexuellen Missbrauch gibt, dass Giulia kurz vor ihrem Tod jedoch Geschlechtsverkehr hatte.

»Gib mir ein Reagenzglas für eine Probe, man kann ja nie wissen«, meint er zu Ambra.

Als die äußere Untersuchung beendet ist, beginnt die Autopsie. Claudio führt den Y-förmigen Schnitt aus.

Sie ist so schlank, dass sich ihre Haut leicht ablöst. Eigentlich müsste ich Giulia mit den Augen einer jungen Rechtsmedizinerin betrachten, für die ein Leichnam eine Quelle des Lernens ist. Ich möchte Claudio darum bitten, sich Zeit zu lassen oder den Seziertisch sauber zu halten, so dass Giulias glänzendes Haar nicht mit noch mehr Blut verschmiert wird. Ich möchte dieser Autopsie überhaupt nicht beiwohnen, doch ich kann mich nicht von der Stelle rühren. Mit leerem Blick verfolge ich, wie Giulias Hand vom Tisch rutscht. Es gibt ein merkwürdiges Phänomen, das nichts anderes ist als die Trägheit des toten Körpers: Wenn ein Leichnam bewegt wird, dann überträgt sich eine Energie auf ihn, die ihm selbst zu gehören scheint. Und so scheint er sich zu bewegen, doch es ist mehr als eine Bewegung, es ist eine Geste voller Hingabe und gleichzeitig voll unsäglichlicher Traurigkeit, an die ich mich immer noch nicht gewöhnt habe.

»Das ist eine Überraschung«, höre ich Claudio sagen.

Ich trete an den Seziertisch und beobachte, wie er den Kehlkopf abtastet. Sogar ich begreife, was Claudio gemeint hat. Ich blicke zu ihm auf und suche in seinen Augen die Bestätigung.

»Ein anaphylaktischer Schock?«

»Ausschlaggebend ist das Ödem an der Glottis. Die Kopfverletzung hat keinerlei Bedeutung: ein einfacher Riss in der Kopfhaut. Sieht schlimm aus, ist aber nebensächlich. Ich glaube, sie hat sich verletzt, als sie gegen den Türrahmen fiel, während sie das Bewusstsein verlor. Die endgültige Antwort finden wir in der Lunge. Ambra, zieh die Handschuhe über und entferne die Lungenflügel. Sofort.«

Ambra gehorcht mit Feuereifer und führt ihren Auftrag umsichtig aus.

»Akutes Lungenödem«, stellt Claudio fest, während er das Organ aufmerksam betrachtet. »Wie kommt es dazu, Nardelli?«

»Durch eine unkontrollierte Ausschüttung von Botenstoffen wie Histamin, was zu einer erhöhten Durchlässigkeit der Zellwände führt, zu einer Gefäßerweiterung der Schleimhäute mit Ödemen und zu arterieller Hypotonie und Bronchospasmus.«

»Und dann?«, hakt Claudio nach, während er die Lungen höchstpersönlich seziiert.

»... treten Schock und Asphyxie gleichzeitig ein.«

»Sehr gut, Nardelli. Dafür darfst du das Herz sezieren.«

»Also ist sie nicht umgebracht worden?«, frage ich ihn.

»Ein Fall kann auch interessant sein, obwohl es sich am Ende nicht um Mord handelt«, erwidert Claudio ironisch, und die Bienenkönigin kann sich ein spöttisches Lächeln nicht verkneifen.

»Selbstverständlich, aber es beruhigt mich zu wissen, dass niemand ihr etwas antun wollte.«



»Ich finde es dagegen umso ärgerlicher, dass sie auf eine so banale Art und Weise ums Leben gekommen ist. Nur wegen irgendeinem Mist, der ihr Immunsystem blockiert hat. Denk doch mal nach, ist das nicht viel sinnloser?«, fragt mich Claudio.

»Aber bist du wirklich sicher, dass sie nicht umgebracht wurde?«

Claudio verdreht die Augen. »Im Augenblick gibt es keine Anhaltspunkte dafür.«

»Und was ist mit den Blutergüssen auf ihren Armen? Und den Hautpartikeln unter ihren Fingernägeln?«

»Also wirklich, Alice, sie kann sich auch gestoßen haben ...«

»Sie kommen dir nicht verdächtig vor? Jemand könnte ihr die genauso gut zugefügt haben. Wann und wer?«

»Natürlich werde ich sie aufnehmen. Was den Zeitpunkt angeht, so kann ich in der Tat etwas dazu sagen. Am Fundort der Leiche ging ich davon aus, dass sie am selben Tag entstanden sind, denn sie waren hellrot. Und jetzt soll ich dir auch noch verraten, wer ihr die Blutergüsse zugefügt hat?«

»Was hat den Schock verursacht?«, frage ich ihn, um das Thema zu wechseln.

Claudio zuckt mit den Schultern. »Wer weiß. Vermutlich werden wir das durch die Anamnese und die toxikologischen Untersuchungen herausfinden.«

»Und der Mageninhalt?«

Ambra wirft mir ungeduldige Blicke zu. Claudio starrt mich so perplex und fast beleidigt an, als würde ich es wagen, ihm vorzuschreiben, wie er zu arbeiten habe. Er ist eine Seele von Mensch, aber bei der Arbeit duldet er keine Diskussionen, es sei denn, der Boss gibt den Anstoß.

»Der Magen war leer, Allevi.«

»Also kann es nichts gewesen sein, was sie zu sich genom-



Alessia Gazzola

**Mit Skalpell und Lippenstift**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74676-7

btb

Erscheinungstermin: November 2013

CSI auf Italienisch - der Bestseller aus dem Süden!

Ein Mord in Roms Oberschicht: Giulia, Jurastudentin aus bester Familie, wird tot aufgefunden. Wer war der Liebhaber, den sie kurz vor ihrem Tod empfangen hat? Und wer hat ihr die tödliche Dosis Medizin verabreicht? Alice Allevi, Assistenzärztin der Rechtsmedizin, löst den fast perfekten Mord mit Witz, Intelligenz und Hartnäckigkeit. Dabei hat sie es nicht leicht: An ihrem Institut scheinen eigentlich alle gegen sie zu sein, ihre Versetzung ins nächste Assistenzjahr ist gefährdet, und dann kommt ihr auch noch eine Leiche abhandeln. Auch ihr Privatleben steht unter einem schwierigen Stern – ausgerechnet dem egozentrischen Arthur, dem Sohn ihres Chefs, fliegt ihr Herz zu.